

Vom Klötzlikeller und andern bernischen Kellerwirtschaften [Schluss]

Autor(en): **Braun, O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

allerorts zugejubelt worden, dem nun auf gewundenen Wegen erdenwallenden Künstler waren alle Türen verschlossen.

Und im Dienste des Erzbischofs von Salzburg? Bube! Gassenjunge! Dummkopf! gab es da zu hören, und des Erzbischofs gräflicher Oberstküchenmeister war robust genug, den Bittsteller Mozart mit einem Fußtritt abzufertigen.

Was war Klingendes übrig geblieben von seinen bisherigen Kompositionen? Von seiner Münchener Festoper „Idomeneo“? Fünfzehn Aufführungen in einem Jahr erlebte wohl die neue Oper „Belmonte und Constanze“ oder die Entführung aus dem Serail“, aber „wenn ich für diese Aufführungen und die Vielfältigung der Partituren auch bares Geld erhalten hätte, wäre ich noch glücklicher über den Erfolg“.

Und immer wieder, allem damals dominierenden Italienerkult zum Trotz, erneute Versuche um eine deutsche Oper. „Wenn es mir schon Mühe kostet, ich halte es mit den Deutschen! Oder ist es vielleicht eine Schande für Deutschland, deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden oder gar — deutsch zu singen!“

Intrigen, die vornehmlich von seinem Todfeinde, dem Komponisten Salieri, ausgingen, machten diese Pläne zunichte. Derweilen mußte sich Mozart seinen Lebensunterhalt mit Konzertaufführungen und dem Komponieren kleiner, gerade von irgend einem Sänger gebrauchten Konzertstücke verdienen.

Allen Schikanen und Kränkungen aber, die ihm so überreichlich zuteil wurden, setzte er nur immer wieder das eine Wort entgegen: Das Herz adelt den Menschen!

Das Scherzo. — War es ein Scherzo? Ein Satz, der für ein heiter-gereiftes, anmutig-bejinnliches Menuett einpringt?

Als Mozart im Frühjahr 1786 in seinem roten Pelz und goldbordiertem Hut auf der Bühne stand, um an den Proben seines „Figaro“ teilzunehmen, fand die Begeisterung der Teilnehmer keine Grenzen. „Bravo! Bravo, Meister!“ riefen die Darsteller immer wieder; die Musiker hörten auf zu spielen, klatschten, trommelten auf die Notenpulte; ein nicht enden wollendes „Es lebe der große Mozart!“ ging durch den Raum. Die Aufführung war ein Triumph und ...

... und kurze Zeit später wurde die Oper auf Betreiben Salierris und seiner Anhänger vom Kaiser verboten. Mozart hat seinen Verleger um ein paar Dukaten Vorstoß.

Prag war die Stadt des größten Erfolges. Als am 29. Oktober 1787 die Aufführung des „Don Juan“, dessen Text von dem bekannten Librettisten Lorenzo da Ponte stammte, stattfand, und mit ungeheurem Jubel aufgenommen wurde, rief der Theaterdirektor aus: „Es lebe Mozart! Es lebe da Ponte! Solange diese beiden leben, weiß man nichts vom Theaterelend!“

Allein, schon in Wien hatte diese Oper keinen rechten Erfolg mehr. „Così fan tutte“ folgte, die „Zauberflöte“ fand keinen Anklang ... und Mozart tanzte sich mit seiner Frau, seinem „kleinen, goldigen Stanzel“, seinem „Baga-teller!“ im Zimmer warm, weil kein Geld zur Heizung da war.

Selbst seine Ernennung zum Kammerkompositeur Josephs II. bedeutete keine rechte Hilfe. Ganze 800 Gulden bekam er, hatte dafür fast nichts anderes zu tun, als — Tanzmusik zu schreiben.

„Zu viel für das, was ich leistete; zu wenig für das, was ich leisten könnte!“

Das Finale. — Eine merkwürdige Bestellung kam hinzu. War da eines Tages ein Fremder bei Mozart erschienen, mit ernstem, unbeweglich hagerem Gesicht, blickte

mit düsterem Grau; der hatte ihn, ohne seinen Namen zu nennen, gebeten, eine Totenmesse zu schreiben. An das Honorar knüpfte er die Bedingung, daß man niemals versuchen möge, den Namen des Bestellers zu erfahren. (Graf Walsegg hatte das Werk bestellt, um es als seines aufzuführen zu lassen.) Mozart nahm den Auftrag an; aber das Bild jenes geheimnisvollen, starren Fremden wurde für die zerrütteten Nerven des mit noch nicht 35 Jahren schon Kranken und Sinfälligen zu einer Schreckgestalt; er bekam Furcht vor der Dunkelheit und glaubte an jeder Straßenecke den rätselhaften Auftraggeber zu sehen. Selbst in Prag, wohin sich der Kränkelnde noch einmal begab, um seine Krönungsoper „Titus“ zu vollenden, verfolgte ihn unablässig diese entnervende Halluzination.

Nach Wien zurückgekehrt, nahm seine Krankheit in erschreckendem Maße zu. In geradezu intuitiv drängender Hast arbeitete er an dem bestellten Requiem. „Es ist meine Totenmesse! Ich weiß es! Es ist meine Totenmesse!“

Eine Freude ereilte ihn noch: Der nunmehrige Erfolg seiner „Zauberflöte“, den Schikaneder durchgesetzt hatte. Vom Krankenbette aus verfolgte er die Vorstellung. „Jetzt ist der erste Akt zu Ende! Jetzt ist die Stelle: Dir, große Königin der Nacht!“

Am 4. Dezember 1791 schrieb er noch ein weiteres Stück dem Requiem hinzu. Leise sang er die Altstimme des Lacrimosa; ein paar Takte nur, dann brach er plötzlich ab; Tränen traten in seine Augen ... langsam schlug er die Partitur zu ...

Für Mozarts Bestattung sorgte der Baron van Swieten. Am Begräbnistage heulte der Wind eine schaurige Totenmesse. Furchtbares Schneetreiben herrschte. Das kleine Trauergefolge, das hinter dem Sarge herschritt, wurde immer geringer; einer nach dem andern kehrte des schlechten Wetters wegen um. Und draußen, auf dem Friedhof, stand keiner weiter an seinem Grabe — als der Totengräber.

Als Constanze, die krankheits halber nicht an dem Begräbnis teilnehmen konnte, später den Friedhof besuchte, begab es sich, daß niemand wußte, wo Mozart begraben ist. Der alte Totengräber war fort, der neue konnte keine Auskunft geben.

Auch heute kennen wir das Grab Mozarts nicht.

Aber Mozart! Mozarts Musik! Mozarts Töne!

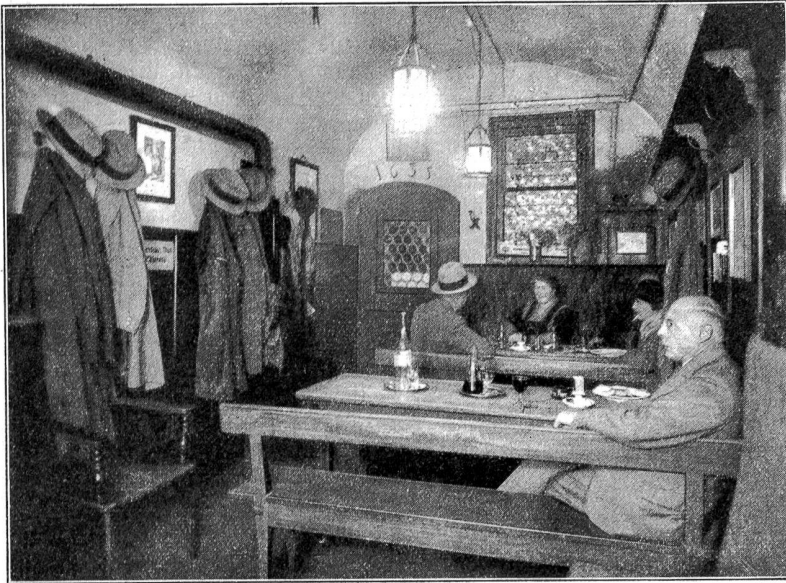
Vom Klötzlikeller und andern bernischen Kellerwirtschaften.

Von O. Braun.

(Schluss.)

Von den zahlreichen frühern Kellerwirtschaften ist als letzter der an der Gerechtigkeitgasse Nr. 62 Sonnseite, neben dem Hans Franz Nägeli-Haus sich befindliche, aus dem Jahre 1635 stammende Klötzlikeller übriggeblieben. von dem auch Vechner bei Erwähnung des Bildes „Kellerwirtschaft“ als dem rühmlichst bekannten Klötzlikeller spricht.

Dieses im Jahre 1545 erbaute Haus Nr. 62 ist seit frühester Zeit im Besitze der Patrizierfamilie von Mülinen, dessen jetziger Eigentümer Herr Hans von Mülinen-de Barn, alt Stadtforstmeister, ist, dem ich, nebst verschiedenen Angaben über den Klötzlikeller, noch allerhand den Abschnitt „Kellerwirtschaften“ betreffende Mitteilungen zu verdanken habe. Wie von verschiedenen Seiten dargelegt wird, wäre es das Haus Nr. 62 und nicht Nr. 60, in dem seinerzeit der bernische Schultheiß Hans Franz Nägeli, der berühmte Eroberer der Waadt, gewohnt hat. Eine bezügliche, obige Annahme stützende Urkunde ist allerdings nicht vorhanden. Die Vermutung, wonach das Haus Nr. 62 als Wohnhaus



Die Weinstube z. Klötzlikeller, vorderer Teil.

(Phot. Paul Steiger, Bern.)

des Hans Franz Nägeli zu betrachten wäre, stützt sich auf folgende Tatsache: Schultheiß Nägeli besaß zwei Töchter, wovon die eine einen Schultheißen von Mülinen, die andere einen von Man, der ebenfalls Schultheiß war, heiratete. Genau um diese Zeit veräußerten die von Mülinen das jetzige Zeerlederhaus an der Junkerngasse und übernahmen das geräumige Haus Nr. 62 an der Gerechtigkeitsgasse, das ihnen von Hans Franz Nägeli als Erbe zugefallen sein soll. Es ist daher anzunehmen, daß dieses Haus mit seinen großen Räumen dem mächtigen, reichen Schultheißen Nägeli wohl eher entsprochen hat als das schmale, sich daneben befindliche, i. Z. als Kinderspital dienende und heute unter dem Namen „Brodenshaus“ bekannte Haus Nr. 60.

Der erste uns bekannte Pächter oder besser gesagt Zapfenwirt für die Familie Fischer von Mür des oben erwähnten Kellers war vor 1860 Herr Klöbli, seines Zeichens Pastetenbäcker, der im selben Haus gleichzeitig eine Konditorei betrieb, die später von Frau Vina Klöbli, Schwägerin der Schwestern Klöbli, weiter geführt wurde und zur Zeit, nach dem Weggang ihres Nachfolgers, des Herrn Hans Wilbbolz, sich im Besitze von Confiseur Chr. Zumstein befindet. Nach dem Ableben von Vater Klöbli ging der Keller alsdann an dessen Tochter, Fräulein Rosa Klöbli, über, die hier bis zu ihrem im Jahre 1907 erfolgten Hinscheid mit fester, kundiger Hand das Szepter führte.

Jungfer Klöbli war eine ebenso originelle wie tatkräftige Frau, die in ihrem Reiche gute Ordnung zu halten verstand und sich auch unter den weniger feinen Kunden Respekt zu verschaffen wußte. Ein gesunder, witziger Humor, ein schlagfertiges Wesen waren ihr eigen. „E du my liebi Zyt“, das war ein von ihr oft gebrauchter Ausruf, jedoch konnte sie auch schärfere Töne anschlagen, wenn die Not es erforderte. Vor ihrer imponierenden Gestalt, den blühenden Augen machte auch die Kühnheit der damaligen für alle lose Streiche stetsfort begeisterten Grächter-Jugend entschieden Halt. Wer unter uns Buben es dennoch versuchte, sein Mütchen an der Klöbli Rose, wie wir sie benannten, zu erproben, dem wurde alsbald in Form einer saftigen Ohrfeige oder einer kräftigen Wasserduche die nötige Belehrung und Abkühlung zuteil. Zu verschiedenen Stunden des Tages konnte man Jungfer Klöbli, ein mächtiges Wasserbeden vor sich hertragend, vom Gerechtigkeitsgäßbrunnen mit langsamen, gemessenen Schritten dem Keller zuschreiten sehen. Eine Wasserleitung war dort unten zu jener Zeit noch nicht vorhanden, als Beleuchtung diente zur

Abendzeit wie überall das dürftig flackernde Licht einer Petroleumlampe. In spätern Jahren hat auch im Klöblikeller das Auerlicht seinen Einzug gehalten, bis es, als das Neuere, selbst wieder durch das Neueste, das elektrische Licht, ergänzt wurde. Die grauen Kellerwände wiesen zu jener Zeit als einzigen Schmuck ein paar Reklameplakate auf, das Kellermobiliar bestand aus ein paar einfachen Tischen und Bänken. Wer unter den Gästen, nach reichlichem Weingenuß, ein menschliches Bedürfnis empfand, der mußte sich schon nach dem in der Nähe gelegenen St. Antoniengäßchen bemühen. Doch soll auch, in dringenden Fällen, der damals noch offene Stadtbach des Nachts öfters für solche Zwecke benutzt worden sein.

Der Klöblikeller wies zu jener Zeit einen sehr regen Besuch auf. An Markttagen z. B. gab es oft zahlreichen Besuch von Seiten des Bauernvolkes, beiderlei Geschlechts, das sich hier bei einigen Flaschen Wein gütlich tat, ehe es in den vor dem Keller stehenden Fuhrwerken nach Hause zurückkehrte. Neben ehrsamem Bürgersleuten und Handwerkern zählte der Keller auch Ratsherren, Gelehrte, Künstler und Studenten zu seinen ständigen Gästen. Um die Jahrhundertwende soll auch des öfters ein Walliser Ständerat, der seinen Wein dem Klöblikeller verkaufte, seine Kollegen hieher geführt haben. Ein guter Tropfen des feurigen Rebenblutes war allda zu haben. Das bezeugen uns auch die nachfolgenden Verse, die ein poetisch angehauchter Stammgast zu Ehren des „Klöbler“, wie er den Keller betitelt, geschmiedet hat und die heute noch, nebst zwei andern poetischen Ergüssen, dort unten zu lesen sind. Wir wollen nicht unterlassen, zu Nutz und Frommen der Leser das zu Neujahr 1903 verfaßte Poem hier wiederzugeben:

In unserer lieben, guten Stadt,
Es manche gute Kneipe hat.
Vor allem ist mir eine wert,
Wo durstig oft ich eingekehrt.
Studenten, Ratsherren, Handwerksmänner,
Beamte, Künstler, kurzum Kenner,
Die sieht man nach des Tages Mühen
Hier unten in den Klöbler ziehen.
Dort sitzen sie bei einem Wein,
Man trinkt ihn nirgends wohl so fein.
Beim unverfälschten Saft der Reben,
In Rosa's traurem Kellerraum,
Scheint selbst dem Griesgram schön das Leben,
Die Zeit verrinnt, man merkt es kaum.
Wer möcht' von Abstinenz was hören,
Da doch so köstlich ist der Wein?
So Bacchus will, wird falschen Lehren
Der Klöbler stets verschlossen sein.

Nach dem, wie bereits erwähnt, im Jahr 1907 erfolgten Hinscheid der Jungfer Rosa Klöbli übernahm deren Schwester, Jungfer Elise, die sich zeitweise schon vorher im Keller betätigt hatte, die Weiterführung der Kellerrwirtschaft. Im Gegensatz zu ihrer Schwester Rosa, war Jungfer Elise oder d'Elisabeth, wie sie wohl auch genannt wurde, eher eine stille, zurückgezogene Natur, die nicht viel Wesens machte. Sie konnte, wie mir berichtet wurde, aber auch sehr gemächlich sein und war von ihren Gästen sehr geschätzt. Auch während der Zeit ihrer Wirksamkeit im Klöblikeller soll es dort unten zuweilen recht lustig zugegangen sein, bei Gesang und den trauten Klängen einer Zither oder Gitarre. Im Jahre 1907 ward in dieses Kellers Raum, wobei wohl auch der große, die Weinvorräte enthaltende Weinkeller mitbenutzt wurde, ein Maskenball abgehalten, deren Teilnehmer, Damen und Herren, in einer gelungenen Blicktaufnahme verewigt worden sind. In-

mitte dieser fröhlichen Gruppe ist auch Jungfer Elise zu sehen, das „Eisi“, wie es von den Stammgästen kurzerhand genannt wurde. Hier sei auch des lustigen Verles gedacht, der auf einer aus dieser Zeit stammenden Weinkarte geschrieben steht und der von der Güte des im Klözlkeller ausgeschenkt Weines ebenfalls Zeugnis ablegt.

Im Chlözhkäller isch der Wy
Von alters här gäng guete g'i,
Drum mögs so blybe no ne Rung
Zum Wohl für Alti und für Jung.
He! Eisi, schänkis n, la gseh,
So jung wie hüt sy mir nie meh!

Als Jungfer Elise im Jahre 1916 das Zeitliche segnete, übernahm Frau Haller-Mffolter, eine Verwandte der Schwestern Klözli, die bereits in den Jahren 1907—1916 als getreue Helferin und Stütze der Jungfer Elise dort tätig gewesen war, als Pächterin den Klözlkeller und auch ihr darf das Lob einer für das Wohl der Gäste stets besorgten leutseligen Wirtin gespendet werden.

Wie den Stammgästen des Klözlkellers wohl bekannt ist, waltet seit dem Jahre 1925 Frau Wwe. Reber als ständige Kellerwirtin, die durch ihr freundliches, zuvorkommendes Wesen bei allen Gästen gleichermaßen beliebt ist. Für deren Schwächen und Eigenarten hat sie stets volles Verständnis und ist dann und wann schon hilfreich beigeprungen, wo es sich etwa um den Ersatz eines abgerissenen Knopfes oder um ein zerlöchertes Termelfutter eines nachlässigen Junggesellen gehandelt hat.

Seit seinem Bestehen (1635) hat der Klözlkeller gar manche Wandlung durchgemacht. Wie es in den frühesten Zeiten dort ausgesehen haben mag, weiß uns allerdings keiner mehr Kunde zu sagen.

Wir wissen nur, daß im Jahre 1908 der Besitzer des Hauses, Herr v. Mülinen, der auch das Bild, Hans Franz Nägeli mit seinen vielen Kindern darstellend, gestiftet hat, eine gründliche Renovation vornehmen ließ. Die ehemals grauen Kellerwände wurden frisch getünkt und mit einem bis zur Mitte reichenden dunkelbraunen Holztäfer verkleidet. Auf dem linkerseits angebrachten Tablar stehen heute in langer Reihe verschiedene größere und kleinere Zinntannen, bunt bemalte Teller. Rings an den Wänden hängen alte Stahlstiche, unter ihnen auch das bereits erwähnte bernische Kellerwirtschaftsleben aus dem 19. Jahr-



Die Weinstube z. Klözlkeller, hinterer Teil.

(Phot. Paul Steiger, Bern.)

hundert darstellende Bild eines unbekannten Meisters, das der Beachtung der Besucher des Klözlkellers bei dieser Gelegenheit besonders empfohlen sei.

Manch' einer der Besucher des Klözlkellers wird mit Interesse die ca. 40 an der linken Kellerseite befindlichen gänzlich vergilbten und mit einem Kreuz versehenen Photographien betrachten. Es sind die Bilder ehemaliger Stammgäste, unter ihnen auch Vater Klözli und seine damals noch in jungen Jahren stehende Tochter Rosa. Lang, lang ist's her, zu Staub und Asche sind sie alle geworden, die einst hier unten so froh beim Becher saßen!

Ein weiteres Bild von Jungfer Rosa (eine Farbenphotographie) stellt uns die längst Verbliebene im großen Weinkeller, mit einer Flasche Wein in der Hand, vor einem mächtigen Weinfass stehend, dar. Ueber dem Eingang der Kellerstube sodann hängt das von Kunstmalern Surbed gemalte, vorzüglich gelungene Delbild der Jungfer Elise.

Auch Vater Johann Kellstab, der lange Jahre, von 1863 bis 1929, im Klözlkeller ein- und ausging, können wir hier in einer gut getroffenen Skizze sehen. Dieser originelle, mit köstlichem Wit und Humor begabte Junggeselle, nebenbei ein großer Schaffer, war auch ein treuer Freund des Gefanges, zumal des volkstümlichen Liedes, ein entschiedener Feind aber jeglicher Gröhlerei und falscher Töne. Gar manche Flasche hat er zum Wohle der Gemütlichkeit gespendet, erst in den letzten Jahren seines Lebens zog er sich mehr und mehr vom geselligen Treiben zurück, um in aller Ruhe und Beschaulichkeit sein Glas Wein zu genießen.

Nach erfolgter Restaurierung des Kellers wurde dort unten von der Familie Klözli und einigen Freunden, in Anwesenheit des Hausherrn, eine Feier abgehalten, die einen überaus gemütlichen Verlauf genommen haben soll. Der Keller wurde für die Dauer des festlichen Anlasses durch Publikation im „Stadtanzeiger“ für andere Gäste als geschlossen erklärt. Doch ist anzunehmen, daß diese später das damals Versäumte gebührend nachgeholt haben.

Bei der Neuausstattung des Klözlkellers haben in verdankenswerter Weise auch verschiedene Stammgäste mitgewirkt. Wir erwähnen hier besonders den zuvorderst im Keller stehenden, mit mosaikartigen Figuren verzierten Tisch, die hei-



Der Vorratskeller.

(Phot. Paul Steiger, Bern.)

melig anmutenden Stabellen, den großen, handgeschmiedeten Leuchter und die zwei ebenfalls handgeschmiedeten Laternen, die alle aus der Werkstatte langjähriger Gäste stammen.

Ueber dem kleinen Eisenofen gewahren wir weiter eine schmiedeiserne Glocke, in der Form einer wahrhaften Ruhetruhe. Wer diese Glocke zum Läuten bringt, soll nach einem allerdings ungeschriebenen Gesetz nicht zum Tode, wohl aber der Bezahlung einer Flasche Wein verfallen sein. Doch wird dieses Gesetz gewiß nicht allzu strenge gehandhabt und wohl nur im intimen Kreise der Stammgäste zur vollen Geltung gelangen. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter.

Aus welcher Zeit der an der linken Wandseite befindliche Fauteuil mit geschnitzter Lehne stammt, ist nicht festzustellen, doch dürfte er zweifellos zu den ältesten Ausstattungsstücken gehören. Er scheint aber nur für besonders hohe Gäste bei festlichen Anlässen bestimmt zu sein.

Endlich sei auch noch die in der Mittelwand eingelassene, dem Charakter ihrer Umgebung angepasste Uhr erwähnt, die neueren Datums ist, desgleichen die gewaltige Holzpfeife, die wohl nur bei bestimmten Zusammenkünften der Stammgäste im Kreise herumgereicht wird. Vielleicht eine Art Friedenspfeife, so hoffen wir, doppelt begrüßenswert in unserer von Streit, Gewalt und Willkür erfüllten Zeit.

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen angelangt, die im Rahmen einer Plauderei, in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit erheben wollen. Sicherlich wäre manch einer der noch lebenden Stammgäste im Falle, aus dem Schatze seiner Erinnerungen dieses und jenes hinzuzufügen. Wir wollen uns aber mit dem Gesagten für heute begnügen und nur noch erwähnen, daß der Klöblikeller, in dessen Tiefe dann und wann auch etwa ein Fremder, ein vom Bädeler geführter Engländer, steigt, außer mit einem guten Tropfen Wein auch mit Kaffee, Tee und Schokolade nebst allerhand Süßigkeiten aus der bereits erwähnten Confitserie aufzuwarten im Falle ist. Eine Tatsache, die dem abstinenzfeindlichen „Dichter“ der bereits an anderer Stelle erwähnten Verse sicherlich zur raschen Flucht aus dem geliebten Klöblikeller veranlassen würde. Es ändern sich die Zeiten ...

Ja, gar vieles hat sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt! Einst wird auch, wer weiß wie bald, für den Klöblikeller, als der letzten noch bestehenden Kellervirtschaft, die Stunde kommen, da er, wie alle andern, der Vergangenheit angehören, mit ihm ein Stück der guten alten Zeit verschwunden sein wird.

Noch aber ist er da, der alte traute Klöblikeller, für alle, die bei einem Glase edlen Rebenblutes, abseits vom Getriebe der Stadt, in beschaulicher Ruhe bei gemütlichem Plaudern Vergessenheit von den Sorgen und Nöten des Alltags suchen wollen.

Möge er uns noch recht lange erhalten bleiben!

Scardanelli.

Skizze von Ernst Kurt Baer.

„Eisig ischt heuer der Jänner!“ sagte Frau verwitwete Kammerrat Johanne Christiane Godt und blickte scheu nach den halb zugefrorenen Bußenscheiben. „Legen Sie ein paar Scheite auf, Mutter!“

Schweigend warf die Großmutter einige Holzkloben in den Kamin. Seit dem Einbruch der Dunkelheit hatte sie das Spinnrad in die Ecke gestellt. Jetzt streckte sie die flamm gewordenen Hände gegen die Glut. Langsam und mechanisch tat sie alles. Ihre Gedanken weilten in der Ferne, rankten

sich um die Vergangenheit ihres Enkels und bemühten sich vergeblich, in dessen Zukunft einzudringen. Ein Zug innigen Mitgefühls, doch unverkennbar auch eines leisen Vorwurfs lag in ihrem zernitterten Gesicht.

„Mir ist das Herz schwerer denn je!“ ließ Frau Johanne Christiane Godt sich wieder vernehmen. „Angst habe ich um unsern Fritz. Er wird morgen frieren im Postwagen.“

Die Alte am Kamin neigte mehrmals bedächtig das Haupt. Nach einem drückenden Schweigen sagte sie düster: „Er hätt's besser habe könne!“

Frau Christiane seufzte.

„I fühl's“, fuhr die Großmutter fort. „Er kommet sobald wieder wie im Vorjahr.“ Sie erschrak selber über ihre prophetischen Worte.

„Still! I hör' ihn komme!“

Schritte erklangen auf der Treppe, ein paar Stiegen knarrten. Dann wurde die Tür geöffnet. Ein junger Mann, knapp 32 Jahre alt, kam herein. Der flackernde Feuerschein des Kamins ließ sein blondes Haar goldig aufblinken und warf unruhige Schatten über das schmale, hübsche Gesicht und die schöne, reine Stirn. Daheim nannte man ihn Fritz. Er war der Sohn aus erster Ehe der Frau Kammerrat Godt; für die Welt hieß er Hölderlin.

„Ich will Ihnen schon jetzt eine gute Nacht wünschen!“ sagte er näher tretend. Eine leise Unruhe klang durch seine sanfte Stimme.

„Warst du schon beim Postmeister, Fritz?“ Ohne ihn anzusehen, hielt Frau Christiane seine Hand fest.

„Am Nachmittag, Frau Mutter. Der Wagen hält morgen früh vor unserm Hause.“

„Ist das Gepäc in Ordnung?“

„Hat er a dös neue Wämsele gut verpacket?“ fragte die Großmutter dazwischen.

„Ja, alles!“ nickte er.

Frau Christiane seufzte ungewollt.

Hölderlin legte seine Hand auf ihre Schulter. „Was ist Ihnen, Mutter?“

„Weh ums Herz“, bekannte sie beschämt.

Die Großmutter am Kamin hüstelte verstohlen. „Weh ums Herz!“ nahm sie bedächtig das Gespräch auf. „'s hätt' halt annerisch sein könne, unserm Herrgott hätt's a g'falle.“

Bis ins Herz getroffen zuckte Hölderlin zusammen. „Den Göttern ist alles Edle ein Wohlgefallen, Frau Großmutter!“ entgegnete er leise.

Die Alte zog die schmalen Schultern hoch. „I versteh's halt net, was er edel und heilsam für die Menschene nennet.“

Hölderlins Augen suchten den Blick der Mutter. „Und Sie, Frau Mutter?“ Er schwieg eine Weile, und als keine Antwort erfolgte, fuhr er enttäuscht fort: „Haben Sie Geduld! Gewiß, mein Hyperion — hat Schwächen. Aber der Empedokles“

„Geduld!“ wiederholte die Großmutter.

Empfindlich verlezt schlug Hölderlin die Augen nieder.

Begütigend nahm Frau Christiane seinen Kopf in die Hände. „Wir wollen das Beste für dich, mein Fritz! Wir sorgen, daß dir kein Leid zustoße. Du irrst durch die Welt und findest keine Ruhe. Einmal schien es, als würde alles gut werden. Ich vermein', als du bei Gontards warst in Frankfurt. Leider“

„Sprechen Sie nicht von Frau Sufette!“ bat er bewegt.

„Ich mach' dir gewiß keine Vorwürfe. Aber: Den Herrn Schiller hast du geradezu angebetet. Was gab er dir? Enttäuschung! Sonst nichts!“

„Recht haben Sie, Frau Mutter!“ erwiderte Hölderlin schmerzlich. „Schiller meinte es ehrlich und gut mit mir. Aber er wies mir einen Platz auf der Erde zu und ich verlangte nach dem Himmel. Mein Feuer dämpfte, meine